
SOZIOGENESE DER POLITISCHEN ÖKONOMIE

Rezension von: Alfred Bürgin,
Zur Soziogenese der politischen
Ökonomie, Metropolis-Verlag,
Marburg 1994, 426 Seiten,
DM 58,-/öS 460,-.

Bücher und Abhandlungen zur Dogmengeschichte der Nationalökonomie sind überwiegend von einem der beiden folgenden Ansätze geprägt. Der eine ist exemplarisch repräsentiert etwa durch Mark Blaug's „Economic Theory in Retrospect“. Blaug's Buch befaßt sich mit den Beiträgen der berühmten Ökonomen zum theoretischen Analyseinstrumentarium der Ökonomie, wobei der heute erreichte Stand dieser Wissenschaft als Maßstab und Referenzrahmen fungiert. Es ist klar, daß bei diesem Ansatz viele Urteile davon bestimmt sind, was man als den aktuellen „Stand der ökonomischen Theorie“ betrachtet – im Unterschied zum „Stand der Technik“ gibt es keine amtliche Gutachterinstanz, die einen solchen allgemeinverbindlich definieren kann. Einem alternativen Ansatz folgt Karl Pribrams „History of Economic Reasoning“ (1): In diesem Buch steht nicht die Entwicklung des technischen Analyseinstrumentariums im Mittelpunkt, sondern die sozialphilosophischen, erkenntnistheoretischen, soziologischen und politologischen Bezüge der ökonomischen Theorie.

Das Buch von Alfred Bürgin, Professor für Wirtschafts- und Dogmengeschichte an der Universität Basel, ist zwar dem zweitgenannten Ansatz viel stärker verpflichtet als dem ersten, versucht aber doch ein Drittes, eine Kombination von Sichtweisen, die in

der dogmengeschichtlichen Literatur selten anzutreffen ist, nämlich eine Kombination von Dogmengeschichte und Wirtschaftsgeschichte. Es stellt in jeweils kritischen Phasen Darstellungen der Entwicklung der ökonomischen Theorie einerseits und der realen Wirtschaftsentwicklung andererseits nebeneinander, um so die Korrespondenz von Theorie und realer Entwicklung aufzuzeigen, vor allem im Hinblick auf die Abhängigkeit des jeweiligen Standes der Theorie von ihrem Gegenstand. Der Autor geht dabei selektiv vor, indem er für drei Perioden anhand von ausgewählten theoretischen Schriften diese Korrespondenzen beschreibt und analysiert und damit seine These von der Zeitgebundenheit allen ökonomischen Denkens zu belegen sucht.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit dem ökonomischen Denken der Antike vornehmlich anhand der Schriften des Aristoteles und mit der antiken Wirtschaftsgeschichte. Auf die Griechen geht wohl unser Begriff „Ökonomie“ zurück, doch hat ihre Antibanausie die Griechen bekanntermaßen daran gehindert, sich mit Fragen dieses Lebensbereiches in systematisch-theoretischer, d. h. in wissenschaftlicher Weise, zu beschäftigen. Aristoteles verwirft den unbegrenzten Gelderwerb um des Erwerbes willen, insbesondere durch Handel und Bankgeschäft. Er erwähnt zwar diese Formen der Tauschkunst, aber ohne im einzelnen auf sie einzugehen. Sie „genau zu beschreiben ist zwar nützlich für die Praxis, uns dabei aufzuhalten wäre aber doch zu ordinär“. (Zitiert aus der „Politik“ bei Bürgin S. 122 – alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf das rezensierte Buch.) Unter dem Aspekt der Sicherung des politischen Gleichgewichts in der Polis erschien den Griechen die Erwerbskunst eher als eine Gefahr, welche die Unterschiede zwischen Armen und Reichen verstärkt. Aristoteles erkannte andererseits sehr wohl die gesell-

schaftsstiftende Bedeutung des Tausches und stellte in seiner Nikomachischen Ethik sehr tiefeschürfende Überlegungen zur Werttheorie an, auf die Bürgin detailliert eingeht. Ebenso wie der unterschiedliche politische Status der Bewohner der Polis (Sklaven, Metöken ohne Bürgerrechte) einer Höherentwicklung der Wirtschaft bei den Griechen im Wege stand, schuf er auch ein unlösbares werttheoretisches Problem: Was als Produkt unterschiedlicher Arten von Arbeit als gleichwertig getauscht wird, „wird hergestellt durch Übereinkunft, indem die Gesellschaft selbst und von vornherein die Andersheit von (z. B. G. Ch.) Arzt und Bauer eingerichtet und geschaffen hat. Es ist demnach die Polis, die die Andersheit setzt und zugleich die Gleichheit zu schaffen versucht. Dies mag heißen, daß alle Gemeinschaften und Gesellschaften je nach den Umständen ihrer Genesis und Entfaltung und je nach ihren soziokulturellen Inhalten neue Kriterien der Austauschverhältnisse schaffen.“ (S. 147) Für die Idee eines Marktes als eines abstrakten Mechanismus, der die Gleichwertigkeitsmaßstäbe schafft, fehlten in der antiken Wirtschaft die realen Voraussetzungen. Markt (agorá) ist für die Griechen „ein konkreter Ort, auf dem sich leibhaftige Menschen begegnen, kaufen und verkaufen ..., nicht nur der Ort des Warenaustausches, Ort wo man sich verpflegen kann, sondern auch Versammlungsort, Gerichtsplatz und Kultstätte.“ (S. 146)

Eher nur als kurze Verbindungsglieder zwischen dem ersten, dem ökonomischen Denken der Antike, und dem letzten, der Entstehung der modernen politischen Ökonomie gewidmeten Teil sind die wesentlich knapper gefaßten Abschnitte über die mittelalterliche Stadtwirtschaft und die Renaissanceökonomie konzipiert. In der von Handel und Handwerk lebenden Stadt des Mittelalters wurde erstmals die antike Antibanausie überwunden und

Arbeitsfleiß und Sparsamkeit als gesellschaftlich anerkannte Tugenden durchgesetzt, da in der Stadt das Handwerk und Handel betreibende Bürgertum gesellschaftlich und politisch den Ton angab. In den ursprünglich wirtschaftlich am weitesten fortgeschrittenen italienischen Städten kam der moderne Kapitalismus allerdings nicht zum Durchbruch, sie verfielen ab dem 16. Jahrhundert wieder der Stagnation. Bürgin führt diese Entwicklung auf eine „Aristokratisierung des Bürgertums“ (S. 212) zurück. Statt in Produktionsstätten, neue Techniken und in neue Märkte zu investieren, legten die Unternehmer des italienischen Frühindustrialismus ihren Reichtum in ländlichem Grundbesitz, in Gütern und Palästen an, wodurch die Dynamik der Stadtwirtschaft wieder zum Erliegen kam und sogar eine gewisse Reagrarisierung Platz griff. Kaum behandelt wird in diesen beiden Kapiteln das ökonomische Schrifttum der Zeit – Thomas von Aquin z. B. überhaupt nicht, und die italienischen Ökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts, welche Schumpeter bereits in seiner Abhandlung „Epochen der Dogmengeschichte“ bemerkenswert hoch einschätzte (2), werden nur ganz cursorisch erwähnt und wohl unter ihrem Wert abgehandelt.

Unterschiede im Erfolg bei der Handwerks- und insbesondere bei der Händlertätigkeit hatten mit fortschreitender Entwicklung der mittelalterlichen Stadt zunehmende Vermögens- und Einkommensunterschiede zur Folge, so daß sich auch bei grundsätzlich positiver Bewertung von Fleiß und Erwerbsstreben wieder die Frage stellte, inwieweit dieses nicht dem Gemeinwohl schädlich sei, indem der Reichtum der wenigen zu Lasten der anderen Mitbürger gehe.

Es ist kaum bekannt, daß das Verhältnis von Eigennutz und Gemeinwohl, das zentrale Thema der klassischen politischen Ökonomie, in Deutschland bereits im 16. Jahrhun-

dert in einigen Denkschriften an den Kaiser bzw. an den Reichstag diskutiert wurde. Bürgin zitiert ausführlich aus solchen Schriften des als Juristen bekannten Conrad Peutinger sowie des Ulmer Kaufmanns Leonhard Fronsperger, der 1564 in Frankfurt eine Schrift mit dem Titel „Von dem Lob des Eigen Nutzen“ veröffentlichte. Darin findet sich der Satz: „Denn welcher Kauffmann ist je uber Meer gefahren / hat sein Leib und Leben gewagt / daß er Specerey und andere Kauffmannschafft ... auss India herüber brechte / gemeinem nutz zu gut / wenn in nicht Eigner nutz oder geitz dazu reizte.“ (S. 262)

In diesen Schriften wird – anders als in jenen der Merkantilisten und Kameralisten – die Wirtschaftstätigkeit vom Bürger bzw. vom Unternehmer aus gesehen, was von Bürgin auf die spezifischen Verhältnisse Deutschlands, nämlich die Schwäche seiner politischen Zentralgewalt, zurückgeführt wird. Es zeigt sich, „daß Schriften, welche im nicht-deutschen Raum in irgendeiner Weise städtisches oder bürgerliches Bewußtsein artikulieren, auch staatliches Bewußtsein mitdenken und mitfühlen“, und andererseits, „daß der deutsche Raum für eine gewisse Zeit – an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit – von der Vorstellung vom Gemeinnutz zum Eigennutz deutlicher markiert wurde, daß diese Bürgerlichkeit, bevor sie in andere Bahnen geriet, sich autonomer vernehmen lassen konnte als in anderen Ländern.“ (S. 266)

Mit dem Verlust der wirtschaftlichen Vorrangstellung der oberdeutschen Städte erlitt auch das ökonomische Denken in Deutschland einen entscheidenden Rückschlag. Es entspricht der Logik der Korrespondenz von ökonomischem Denken und wirtschaftlicher Entwicklung, wenn die merkantilistische Denkrichtung, in welcher der Staat (bzw. die Nation) implizit oder explizit das Subjekt des Handelns ist, in Frankreich, dem er-

sten Nationalstaat des Kontinents, beheimatet ist. Quesnays Kreislauftheorie mit ihrer eigentümlichen Vorstellung von dem, was produktive Arbeit darstellt, ist für Bürgin ein Reflex der aristokratischen Gesellschaftsstruktur des alten Frankreich. In England hingegen, wo die Zentralgewalt ebenfalls stark war, strebten schon früh die bürgerlichen Schichten mit Erfolg danach, an der Kontrolle dieser Macht teilzuhaben. Nicht ohne staatliche Hilfestellung, aber viel stärker als in Frankreich von spontanen Kräften getragen, entwickelte sich in England ein expansiver gewerblich-industrieller Sektor. Die ökonomischen Schriften aus dem Kreis der frühen Industriellen und Handelsleute enthalten bereits die Gedanken über Eigennutz und Gemeinwohl, Marktmechanismus etc., aus denen Adam Smith das erste umfassende System einer politischen Ökonomie aufbaute.

Immer wieder argumentiert Bürgin gegen eine Dogmengeschichte, welche die gesamte Entwicklung des nationalökonomischen Denkens unter dem Gesichtspunkt eines Fortschreitens zur neoklassischen Ökonomie als der Ultima ratio der Nationalökonomie betrachtet. „Ein theoretisches Denken wie das neoklassische, das ein Smithsches Erbe zu vertreten meint, geht schon deshalb fehl, weil es in einem stationär konzipierten Modell ein geschichtliches Ergebnis, nämlich den Prozeß der gesellschaftlichen Rationalisierung, in der Theorie wohl aufnimmt, den Prozeß selbst jedoch ausklammert, Geschichte negiert und gesellschaftlichen und sozialen Wandel ausschließt.“ (S. 390) Es wird nirgends präzisiert, was mit dem kritisierten Paradigma „Neoklassik“ eigentlich gemeint ist, jedoch geht aus einer anderen Stelle, in der M. Blaug mit Joseph Schumpeter in einen Topf geworfen wird, hervor, daß eigentlich viel allgemeiner die isolierende Betrachtung der Entwicklung des abstrakten Analyseinstrumentariums ins Visier

genommen werden soll: „Operiert man im Sinne von Schumpeter und Blaug mit einem neoklassischen Analyseinstrumentarium, so setzt man a priori eine marktförmige Ökonomie als distinkten Handlungsraum und modernes ökonomisches Denken als ahistorisch voraus.“ (S. 325)

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit Blaug diese Behauptung wirklich trifft – Schumpeter ist hier zweifellos das falsche Objekt, wenn man sich bloß den einen lapidaren Satz aus der Einleitung zu seiner *History of Economic Analysis* in Erinnerung ruft, in dem festgestellt wird, „that the subject matter of economics is itself a unique historical process ... so that, to a large extent, the economics of different epochs deal with different sets of facts and problems.“ (3) Andererseits ist jedoch die Entwicklung des wissenschaftlichen Analyseinstrumentariums nicht ausschließlich als jeweils eigene Reaktion auf die Probleme, welche die Zeit gerade stellt, zu erklären, sondern *auch* durch die immanente Logik der Entwicklung der Wissenschaft selbst.

Es ist daher nicht illegitim, diesen letzteren Aspekt in den Mittelpunkt der Dogmengeschichte zu stellen, wenn man sich der Grenzen dieser Betrachtungsweise bewußt ist – ebenso, wie der von Bürgin verfolgte Ansatz

legitim und auch produktiv ist, wie sein Buch beweist. Die Ablehnung einer *History of Economic Analysis* schüttet gewissermaßen das Kind mit dem Bad aus. – Von solchen metatheoretischen Querelen abgesehen hat Alfred Bürgin ein inhaltsreiches und interessantes Buch geschrieben, das eine stets anregende Lektüre bietet.

Günther Chaloupek

Anmerkungen

- (1) Siehe dazu die Rezension der deutschen Ausgabe dieses Werkes in dieser Zeitschrift: Chaloupek (1994).
- (2) Schumpeter (1914) 36 f.
- (3) Schumpeter (1954) 5.

Literatur

- Blaug, Mark, *Economic Theory in Retrospect* (Homewood/Illinois 1968).
- Chaloupek, Günther, Dogmengeschichte als Geschichte der historischen Vernunft, in: *Wirtschaft und Gesellschaft* 19/4 (1993) 598–602.
- Pribram, Karl, *Geschichte der ökonomischen Vernunft*, 2 Bände (Frankfurt a. M. 1992).
- Schumpeter, Joseph A., *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte*, in: *Grundriß der Sozialökonomik*, I. Abteilung (Tübingen 1914).
- Schumpeter, Joseph A., *History of Economic Analysis* (Boston-Oxford 1954).